

Vom Nutzen und Nachteil intertextueller Ansätze für das Leben eines Literaturwissenschaftlers (aus einer poststrukturalistischen Perspektive)

In welcher Hinsicht, welcher Weise und welchem Ausmaß können intertextuelle Ansätze dem literaturwissenschaftlichen Umgang mit einem literarischen Werk nützlich sein? Wie ist ihr Verhältnis zu produktionsästhetischen Ansätzen, welche Bedeutung hat der Autorbegriff in diesem Kontext und welchen Nutzen kann ein intertextuelles Vorgehen als solches oder integriert in andere Interpretationshorizonte erbringen?

Die folgenden Ausführungen setzen sich die Aufgabe diese und ähnliche Fragen in erörternder Weise zu klären bzw. auf ihre Produktivität hin zu beleuchten. Sie bewegen sich dabei zwar auf einer betont theoretischen Ebene, wollen aber auch in Hinblick auf den praktisch-analytischen Umgang mit Intertextualitätstheorien verstanden werden. Wird zuletzt der Blick auf zwei exemplarische Analysen geworfen, so geschieht dies mit der Absicht, den Nutzen der im Seminar und hier angestellten theoretischen Überlegungen in produktiver Weise zu instrumentalisieren und zu hinterfragen.

Ausgehend von der Seminardiskussion zu Thomas Mann: Wie weit sind intertextuelle Bezüge zu fassen? Wonach wird gefragt, wonach kann gefragt werden?

Namen, sprachliche Wendungen, Erzählschemata und ganze Handlungssequenzen erinnern schon bei der ersten Lektüre von Thomas Manns „Der Erwählte“ an eine ganze Reihe von Prätexten; an Texte, die thematisch, stofflich oder funktional mit der Mann'schen Erzählung des Werdegangs Gregorius' zusammenhängen. Die Liste dieser Texte (angefangen bei solchen von Hartmann von Aue bis hin zu Hofmannsthal, generellen Geschichtsbüchern oder der Bibel) lässt sich bequem abgleichen und vervollständigen mithilfe der von Thomas Mann – wie gewohnt – sehr zahlreich überlieferten autobiographischen und nachgelassenen Schriften, aus denen

hervorgeht, wie sich Mann auf die Bearbeitung des mittelalterlichen Stoffes vorbereitet hat. Das alles muss offenbar nicht unbedingt im Kontext der im Seminar erörterten Intertextualitätstheorien geschehen, denn um ein solches Vorgehen zu rechtfertigen, reicht bereits der Verweis auf einen produktionsästhetischen Ansatz..¹

Interessant wird ein solches Vorgehen vor einem intertextualitätstheoretischem Hintergrund allerdings (mindestens) in zwei Fällen. Zum einen, wenn Bezugstexte gefunden werden, die sich nicht biographisch mit dem Autor in Verbindung bringen lassen oder die möglicherweise zeitlich erst nach dem zur Diskussion stehenden Text entstanden sind. Die Produktionsästhetik kommt dann an ihre Grenzen: Fixiert auf den Vorgang der Produktion des Textes durch den Autor in seiner Zeit, ist sie für diese „Texte“ blind.² Selbstverständlich wird jeder Literaturwissenschaftler bei einem solchen Vorgehen dann versuchen, derartige Text als unbewusste Einflüsse, als vergessene Lektüren zu qualifizieren.³ Doch schon hier steht und fällt die Analyse (in theoretischer Hinsicht) mit der – zum zweiten wichtigen – Frage nach dem Erkenntnisinteresse des Interpreten. Welchen interpretatorischen Nutzen hat die Kenntnis über Prä- und Einflusstexte, welche Absicht wird mit ihrem Aufzeigen verfolgt? Es erscheint mir diese Frage überaus wichtig, gerade weil sie in gewisser Hinsicht jede Interpretation, jede Textanalyse latent begleitet oder (normativ gesprochen) doch zumindest begleiten sollte.

An dieser Stelle gewinnt der Autorbegriff an Bedeutung. Er lässt sich differenzieren, indem darauf geachtet wird, welche der drei in Beziehung stehenden Aspekte Autor, Text und Leser akzentuiert in den Vordergrund des analytischen Vorgehens gerückt wird.

Wird also etwa aus hermeneutisch-produktionsästhetischer Sicht dem Text eine feste Autorintention zugesprochen (der Text in einem Kommunikationszusammenhang gesehen), so sind nur solche (Prä-)Texte von

¹ Der im Kontext dieser Ausführungen so verstanden werden soll, wie Jürgen Schütte ihn in seiner „Einführung in die Literaturinterpretation“ (Weimar 1997, S. 44 ff.) auffasst: als Analyse, bei der „das Verhältnis Wirklichkeit – Autor – Text im Horizont der Entstehungssituation des einzelnen Werks“ (ebd., 45) im Vordergrund steht und die mittels einer „Kontextanalyse“ (ebd., 46) den Weg des nachvollziehenden Verstehens „vom Text zum Autor“ (ebd., 61) verfolgt.

² Wobei schon hier eingeräumt werden muss, dass ein produktionsästhetisches Vorgehen nicht zwangsläufig derart eng aufgefasst werden muss, denn derartige, biographisch fremde Aspekte können etwa unter dem von Jürgen Schütte (Anm. 1, S. 76f.) vorgeschlagenen Begriff des „extratextuellen Kontexts“ für die Interpretation realisiert werden.

³ Und muss man hier nicht zwangsläufig an Ecos Ausführungen zu den verschiedenen Einflusstypen denken: Eco, der von sich zugibt, sowohl Spuren in seinem Roman zu erkennen von Texten, die er nie gelesen hat, als auch Spuren von Texten, deren Lektüre er selbst vergessen hat; Eco, der zeigt, wie unsicher und vage nur solche Einflüsse behauptet werden können?! (Vgl. Eco: „Borges und meine Angst vor dem Einfluß“. In: „Die Bücher und das Paradies. Über Literatur“. München / Wien 2003, S. 127-145.)

Interesse, die sich biographisch fixieren lassen oder doch zumindest in der Epoche der Entstehungszeit eines Werkes unterzubringen sind. Alle anderen Einflüsse und Quellen, die sich zwar am Signifikanten des Werkes festmachen ließen, aber keinen biographischen Rückhalt besitzen (die also in dieser Hinsicht kein *legitimes Signifikat* haben), würden zurückgewiesen. Den so vorgehenden Analytiker interessiert nur der vom Autor beabsichtigte und realisierte (historische) Bedeutungshorizont eines Textes.

Doch was wären dann diese zusätzlichen Quellen, diese Einflüsse: diese Bedeutungen mit *illegitimen Signifikaten*? Um mit einer Antwort weiter poststrukturalistisches Vokabular zu verwenden: Sie sind zusätzliche Signifikanz, intertextuelle (und hier gewinnt dieses Adjektiv zum ersten Mal wirkliche Bedeutung), versteckte (oder höchst offensichtliche) Querverweise, geborgen aus dem Sinnpotential des Textes. Und daran schließt sich notwendig eine weitere Frage an: Was für ein Potenzial, woher kommt der Sinn?

Lässt man den Autor zurücktreten (ohne ihn sofort sterben zu lassen), so ist es zunächst der Text, autonom und immanent betrachtet, der den Sinn entfaltet.. Alles, was sich in seine Sinnstrukturen, seine Bedeutungsmechanismen eingliedern lässt, wäre von Interesse. Doch auch diese Definition lässt Bereiche, lässt Bedeutungswege offen: Wie ist zu verfahren mit Reminiszenzen, Zitaten und Verweisen, die sich (interpretatorisch) nicht ins Ganze des Textsinns eingliedern wollen?

Doch dann bleibt noch der poststrukturalistische Textbegriff, der denkbar offen ist und die Bedeutungsverantwortung auf den Leser verschiebt. Und es ist dieser Textbegriff, der nach Meinung des Verfassers Intertextualitätstheorien am meisten begünstigt und am produktivsten anwendet (ja: ohne sie gar nicht funktionieren kann). Denn die gemeinsame Antwort dieses Textbegriffs auf die eingangs gestellten Fragen ist ein rigoroses „Alles!“: Er akzeptiert alle Texte, alle Quellen – und will alles wissen.

Hier ist auf Julia Kristeva⁴ zu verweisen, die in Anlehnung an M. Bachtin einen Intertextualitätsbegriff entwickelt hat, der nicht nur alle – im Wortsinn – „Texte“ intertextuell mit einem literarischen Prosawerk zu verknüpfen vermag, sondern der auch alle potentiellen Texte umschließt. Kultur, Geschichte, Wissen – all das verwebt sich zu Literatur und verwebt sich ständig neu und muss nicht nur Literatur umfassen. Das geht einher mit einem nur noch abstrakten

⁴ Kristeva, Julia: „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“. In: Kimmich / Renner / Stiegler [Hgg.]: „Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart“.. Stuttgart 1996, S. 334-348.

Geschichtsbegriff (geschichtliches Geschehen wird zu zeitlosen Abstraktion⁵), der den Fokus nicht mehr nur auf die historische Entstehungszeit eines Werks richtet. Bei Roland Barthes steht für diese intertextuellen Quellbereiche eine Reihe von Schul- und Lehrbüchern, die verdeutlichen sollen, dass alles, was jemals niedergeschrieben worden sein *könnte*, im Gewebe eines neuen Textes wieder auftauchen kann.⁶

Als sei dieses „Auftauchen“ etwas, das der Text selbst vollzöge! Dabei ist es natürlich der Leser, den diese Metaphorik als Akteur im Auge hat: mit all seinen Stärken und Grenzen. Denn: Wer weiß und erkennt alles? Wer kennt alle Bücher? Wer könnte von sich behaupten, imstande zu sein, das intertextuelle Geflecht eines Textes vollständig aufzudecken?!

Bei einem autorzentrierten Vorgehen, so wurde gesagt, begrenzt das analysierende Subjekt autoritär den potentiellen Bedeutungsvorrat. Hier zeigt sich das umgekehrte (aber in seiner Wirkung ähnliche) Bild: Die Bedeutung überragt das analysierende Subjekt, das zwangsläufig begrenzt wird, weil es nicht alles kennen kann. Wie dieses Dilemma überwinden?

Der Poststrukturalismus, und namentlich wiederum Roland Barthes, meint es zu überwinden, indem er konstatiert, er wolle gar nicht alles aufdecken. Das Vergessen ist kein Fehler, denn das Bedeutungspotenzial eines Textes kann und soll sich gar nicht erschöpfen; es ist offen und mit jeder Lektüre verschieden.⁷ Jeder Leser liest anders und neu: die kulturelle Intertextualität findet ihr Zentrum in ihm.

Allerdings bedeutet dies auch etwas in einem akademischen Kontext denkbar Verhängnisvolles: den Abschied von der Wissenschaftlichkeit. Denn so vorgehend gibt es nicht einmal mehr das Bemühen um eine intersubjektive Plausibilität der Analyse, das Streben nach Objektivität verliert sich hier vollkommen. Das Nachvollziehen der Bedeutungsproduktion, das in hermeneutischen Kreisen schon etwas fast Intimes war (allerdings nur innerhalb des Analytikerhorizonts), will nicht einmal mehr intersubjektiv sein: Keine Lektüre gleicht einer anderen.

Dieser kurze, übergreifende Blick auf den Umgang mit Intertextualität, Bedeutungspotentialität und Bedeutungsproduktivität sollte gezeigt haben, dass ein pragmatisch-wissenschaftlicher Umgang mit dem Phänomen Intertextualität

⁵ Vgl. ebd., S. 335: „Die Diachronie verwandelt sich in Synchronie, und im Lichte dieser Verwandlung erscheint die *lineare* als eine *Abstraktion*.“

⁶ Vgl. Barthes. „S/Z“, Frankfurt/M. 1976, S. 203.

⁷ Und deshalb wird bei Roland Barthes ein Text, wenn er analysiert, ja: wenn er bereits gelesen wird, neu *geschrieben*, d.h. zu einem neuen Bedeutungskomplex konstituiert.

nur als Kompromiss funktionieren kann. Nur wenn die prinzipielle Offenheit der Bedeutungsproduktion eines Textes – und sei es auch nur eingeschränkt – akzeptiert wird, kann die auf den Autor fixierte Suche nach bewussten Prätexten ergänzt werden durch thematische und nicht biographisch festzumachende intertextuelle Verweise. Nur dann kann eine intertextuell vorgehende Methode mehr sein als reine Quellenforschung, die sich eingliedern lässt in ein bloß produktionsästhetisches Vorgehen, nur dann kann sie versuchen, Bedeutung und Sinn freizulegen, wo er sich auch ohne konkreten Beleg und außerhalb eines begrenzten historischen Rahmens zu zeigen vermag.

Doch wie vorgehen, wie die Analyse selbst gestalten? Gérard Genettes⁸ Vorschlag einer transtextuellen Typologie scheint hierzu vielleicht am geeignetsten, steht allerdings in Gefahr, in Fällen wie den genannten an seine Grenzen zu kommen. Es ist fragwürdig, ob auch solche Quellen seinen fünf Typen zugeordnet werden könnten (am ehesten vielleicht der Hypertextualität), die keinen schriftlich fixierten und nennbaren Text kennen, die etwa mystisch, oral oder als kulturelles Allgemeingut transportiert wurden. Man müsste also den Genette'schen Textbegriff erweitern, was sich vor dem oben skizzierten Kontext durch eine Erweiterung des Autorbegriffs als unproblematisch offenbart.

Dann aber stellt sich die auch bei Gérard Genette aufgeworfene, bedeutsame Frage nach dem Verhältnis von Hypertext (der jetzt mehr ist als nur Schrift) und Hypotext⁹, die m. E. im Zentrum der Analyse stehen sollte, weil sich dort das *Intertextuelle* selbst ereignet. Doch was passiert zwischen diesen Texten, wie wird Bedeutung zwischen ihnen bewegt, wie transformiert, wie transferiert?

Versucht man Genettes wie gewohnt höchst pragmatische und komplexe Terminologie etwa mit Aspekten bzw. Denkfiguren aus der Theorie Harolds Blooms¹⁰ zu kombinieren, so kann ein vielleicht methodisch weiterführender Ansatz formuliert werden: Deutet doch *Intertextualität* vor allem auf den Bereich

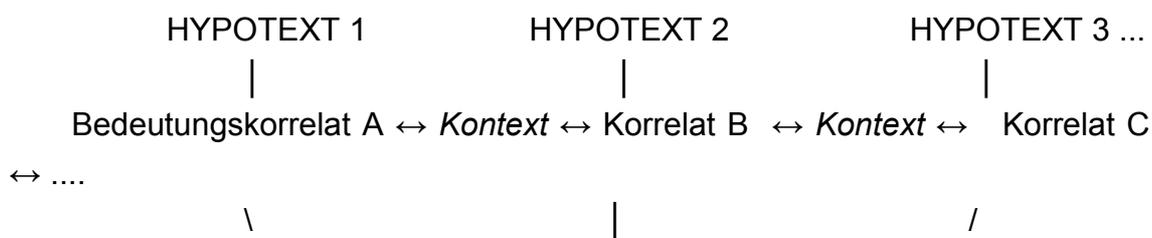
⁸ G. Genette: „Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe“. Frankfurt/M. 1993.

⁹ In der Terminologie Genettes meint „Hypotext“ das, was bisher „Prätext“ genannt wurde, und „Hypertext“ den Text, der den Hypotext gewissermaßen intertextuell verarbeitet. (Vgl. Genette 1993, S. 14 f.).

¹⁰ Harold Bloom: „Einflußangst. Eine Theorie der Dichtung“. Basel / Frankfurt am M., 1995. Man denke hier etwa an seine sechste „Bearbeitungsweise“, die „Apophrades“, bei der es so erscheint, als hätte „der spätere Dichter selbst das charakteristische Werk der Vorläufers geschrieben“ (Bloom 1995, S. 17f.). Das Beachtenswerte dieser Denkfigur ist, dass sie die chronologische Abfolge von Hypo- und Hypertext vertauscht und so ein Vorgehen andeutet, dass weniger die genetische Entwicklung von ersterem zu letzterem verfolgt, sondern beiden eine gleichberechtigte Bedeutung einräumt; damit kann das Augenmerk auf das sich dazwischen Ereignende gerichtet werden.

zwischen verschiedenen thematisch, semantisch, stilistisch oder zitathaft miteinander verschränkten Texte, so kann die Untersuchung nicht dabei stehen bleiben, den intertextuellen Kontext des Hypotextes auszuleuchten, sie muss auch berücksichtigen, dass gerade das Aneinandergeraten oder Ineinandergeraten von Hypo- und Hypertext in beiden Texten Bedeutung verändert und neu produziert. Vielmehr noch wäre denkbar, dass zwischen den interagierenden (oder durch den Leser/Analytiker miteinander konfrontierten) Texten etwas Neues entsteht: dass hier neue Bedeutung produziert wird.

Dieses Neue zu bestimmen freilich wird umso mehr erschwert, je größer die Zahl der miteinander verzahnten Texte ist. Begrenzt man ein solches Vorgehen auf das bilaterale Verhältnis von nur einem Hypertext und einem Hypotext, so lassen sich fruchtbare und interessante Resultate erzielen. Diese verschränken sich allerdings ins Unübersehbare, werden weitere Hypertexte hinzugezogen. Wohl aber ist es denkbar, dass die durch je zwei korrelierende Textstellen entstehenden Bedeutungen wiederum zueinander und zum Bedeutungskontext des Hypertextes allgemein in Beziehung setzbar sind und sich so zu einem (mehr oder minder geschlossenen) *erweiterten* Bedeutungskontext des Hypertextes verdichten. Dies erscheint mir sogar der üblichen und fruchtbaren Vorgehensweise der allgemeinen Textinterpretation zu entsprechen. Geschildertes lässt sich folgendermaßen darstellen:



H Y P E R T E X T

Problematisierung intertextuellen Vorgehens am praktischen Beispiel Rilkes:

An dieser Stelle soll kurz und beispielhaft die Produktion eines solchen Bedeutungskorrelats beobachtet und hinterfragt werden. Dabei zur Frage steht insbesondere, in welchem Kontext ein methodisch intertextuelles Vorgehen sich als produktiv erweist und wie sein Verhältnis zu anderen interpretatorischen Aspekten eines Werkes aussehen müsste.

Betrachtet werden sollen zwei miteinander vergleichbare Interpretationen eines Abschnitts in Rilkes „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, die beide

transtextuell vorgehen: Die erste allerdings in einem klar historisch und produktionsästhetisch fixierten Rahmen, die zweite in einem weiteren, transtextuellen Rahmen, der die Produktionsästhetik verlässt (ihr aber nicht widerspricht). Es handelt sich bei diesem Abschnitt um das 49. Fragment, in dem von Maltes Petersburger Nachbar Kusmitsch erzählt wird, der – grob zusammengefasst – Zeit wie Geld zu behandeln versucht (es ist die Rede von einer „Zeitbank“), den Eindruck gewinnt, er werde in dieser Hinsicht betrogen und schließlich die Zeit wie einen Wind und die Erdrotation wie ein Seekranker zu spüren beginnt.. Daraufhin legt er sich hin, steht nie wieder auf und sagt kindhaft rhythmisierend Gedichte vor sich hin, um sich zu beruhigen.

Die erste Interpretation¹¹ sucht – streng produktionsästhetisch und von einem starken Autorbegriff ausgehend – in der Biographie Rilkes, seinen Briefen und Nachlassschriften nach Hinweisen auf einen Bezugspunkt dieser Episode und stößt dabei auf den Philosophen Georg Simmel. Dieser war nachweisbar mit Rilke bekannt, hat Rilke nachhaltig beschäftigt und wurde gewiss in seinen wichtigsten Werken von Rilke rezipiert. Dem Interpreten gelingt es vor diesem Hintergrund zu zeigen, dass die thematische Abfolge dieses Fragments auf eine Entsprechung im Werk Simmels bezogen werden kann, wo genau diese Abfolge von Zeit, Geld, Bewegung, Weltbewegung und die Thematik der beruhigenden Rhythmik (bei Rilke die der Dichtung, bei Simmel die des Geldes) wiederzufinden ist.¹² Bezug zu Intertextualitätstheorien wird dabei sogar andeutungsweise hergestellt, indem – allerdings eher abschätzig – die Rede ist von einer „intertextuellen Gelenkigkeit“¹³ dieses Fragments. Doch es wird nicht weiter versucht, wie es hier vorgeschlagen wurde, diese intertextuellen Erkenntnisse in Bezug zu setzen zum Rest des Werkes Rilkes (die Bedeutungen korrelieren zu lassen). Im Kontext der weiteren Analyse anderer Stellen wird allerdings deutlich, dass diese hypertextuelle Verarbeitung Simmels als Kritik verstanden werden soll: als eine Abrechnung Rilkes mit seinem alten Lehrer Simmel, aber auch mit seiner Zeit und ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen. An einer Eingliederung in einen interpretatorischen Werkhorizont fehlt es allerdings; vielleicht gerade deshalb, weil hier der Autor Rilke als Bezug genommen wird, nicht aber der Erzähler Malte.

Die zweite Interpretation¹⁴ geht ähnlich vor, muss sich aber von Autor und Produktionsästhetik weitgehend verabschieden, da sie das Fragment in Bezug

¹¹ Schings, H.-J.: „Die Fragen des Malte Laurids Brigge und Georg Simmel“.. In: DvJS 2002, Heft 4, S. 643 ff.

¹² Vgl. ebd., S. 661 ff.

¹³ Ebd., S. 663.

¹⁴ Neumann, Helmut: „Neue Malte-Studien“. Berlin: Schäuble, 1989. Darin Kap. IV, S. 55 ff.

setzt zu einem Hypotext, der zeitlich später anzusiedeln ist: Heideggers „*Sein und Zeit*“ von 1927 (entstanden also erst nach Rilkes Tod).¹⁵ Wind und Erdbewegung werden hier als Symbole (der Wind etwa als Symbol für Vergänglichkeit) gelesen, die ihre begriffliche Entsprechung bei Heidegger finden. Dort nämlich ist die Rede von einer „Unheimlichkeit der Schweben“, in der das Dasein „einer wachsenden Bodenlosigkeit zutreiben“ kann.¹⁶ Dieses wirkliche Dasein wird aber durch die „Selbstverständlichkeit und Selbstsicherheit der durchschnittlichen Ausgelegtheit“¹⁷ des Alltags, des „Man“, wie es heißt, verborgen: durch eine gesellschaftliche Konventionalität, die hier im Falle Kusmitschs durchbrochen wird. Kusmitsch spürt in dieser Interpretation eben jene Bodenlosigkeit.

Das Interessante dieser Auslegung ist, dass sie vollkommen werkfremd vorgeht, indem sie rein thematisch argumentiert: Eine Beziehung Heidegger – Rilke ist biographisch und produktionsästhetisch unmöglich (oder doch höchstens umgekehrt denkbar), sachlich aber sehr treffend. Denn diese Interpretation gibt der Kusmitsch-Episode eine Bedeutung (die Thematik der Durchbrechung gesellschaftlicher Konventionen, das Vordringen zu einer anderen Wirklichkeit unter der Oberfläche des Alltäglichen), die sich sehr fruchtbar in Beziehung setzen lässt zu anderen Fragmenten der „Aufzeichnungen“, die sogar einen zentralen Themenkomplex des Werkes benennt und bereichert.

Es zeigt sich an diesem Vergleich somit Folgendes: Das transtextuelle Vorgehen ohne den Autor und seinen Horizont (das also wirklich *intertextuell* genannt werden darf!) treibt die werkumfassende Interpretation – zumindest im beispielhaft vorgeführten Fall – viel weiter, als es die auf den Autor fixierte vermag: Diese bleibt vielmehr all zu oft stehen bei einer Art erweiterter Quellenforschung und vernachlässigt, was weiter oben als so elementar bezeichnet wurde. Nicht die bloße intertextuelle Verknüpfung, das Faktum einer „intertextuellen Gelenkigkeit“¹⁸ schafft produktiv Bedeutung, sondern diese ergibt sich in einer produktiven Weise erst aus einer In-Bezug-Setzung von Hypertext-Kontext und der neu erlangten Bedeutungsebene z w i s c h e n Hypertext und gefundenem Hypotext. Dorthin sollte die Analyse zielen, denn nur dort kann sie die Werkinterpretation weiter treiben, ohne sich nur selbst zu genügen.

¹⁵ Vgl. ebd., S: 64 ff.

¹⁶ Bei Naumann zitiert nach Heidegger: „*Sein und Zeit*“. Tübingen 1949, S. 170.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Schings 2002, S. 663.